

# Dortmunder Zeitung

**Wochentäglich 2 Ausgaben**

**Halbmonatlicher Bezugspreis** (einschl. Trägerlohn): 1.80 R.-M. in Dortmund und in den Nachbarstädten wöchentlich 12 mal zugestellt, in ländlichen Bezirken 1.40 R.-M. wöchentlich 7 mal zugestellt. Postabonnement wöchentlich 7 mal zugestellt, einschl. 56 Pfg. Postzeitungsgebühren und 42 Pfg. Bestellgeld, Gesamtpreis für den Monat 2.92 R.-M. Morgen-Ausgabe B einschl. Sonntags-Ausgabe ohne Abend-Ausgabe halbmonatlich 1.20 R.-M. Falls wir in der Herausgabe oder Zustellung der Zeitung gehindert sind, hat der Bezieher keinen Anspruch auf Lieferung oder Nachlieferung des Blattes oder auf Rückzahlung des Bezugspreises. — Erfüllungsort ist Dortmund.

Nummer 258    Donnerstag, 7. Juni 1934    106. Jahrgang

**Morgen-Ausgabe**

Hauptgeschäftsstelle, Redaktion und Druckerei: **Karlstraße 5.** Fernsprecher: Nummer 30781  
Druck und Verlag: **C. V. Krüger, G. m. b. H., Dortmund.** Postscheck-Konto: Dortmund 11298.

**Einzelnummer 15 R.-Pfennig**

**Anzeigenpreis:** Die kleinspaltige Millimeterzeile 10 Pfg., private Familienanzeigen 8 Pfg., einspaltige kleine Anzeigen privater Art 5 Pfg. netto, Reklamen 1 mm hoch und 75 mm breit 50 Pfg. — Nachlaß nach Staffel C laut Anzeigenpreislite Nr. 2.  
Hauptschriftleiter: **Robert Rohde**, Stellvertreter: **Karl Feit**. Verantwortlich für Politik, Handel und Kommunalpolitik Robert Rohde; Feuilleton, Kunst, Wissenschaft und Unterhaltung: Ernst Aug. Schneider; Sport und Briefkasten: **Alb. Wemper**; Lokales und Provinzielles: Georg Schemmerling; Inserate und Geschäftliches: **J. R. Wilh. Püttmann**; sämtlich in Dortmund // V. 34. D. A. der Morgen-Ausgabe 20 326.

# Der Dichter der „Lenore“

Gottfr. Aug. Bürger

„Lenore fuhr ums Morgenrot“ — — — das nach los wie Sturm, begann vollstündigst alternd, aber anknüpfend an aktuelle Geschehnisse, nämlich die Heimkehr der friderizianischen Truppen. Menschheitsalle Gefühle riefen diese Verse wach, die nicht wußten vom Siegestaumel des erwarteten Kreuzens, nicht aber auch von der rationalistisch vernünftelnden religiösen Ergebenheit der Zeit. Die Lage einer Frau um ihren Geliebten, unverföhnlich gegenüber Gott und Welt schreit da ein Mensch, ein Mensch, der nur seine triebhaften Weib-Gefühle kennt, seinen Verlust in die Nacht.

Lich aus mein Licht, auf ewig aus!  
Stirb hin, stirb hin, in Nacht und Graus!  
Bei Gott ist kein Erbarmen;  
O weh, o weh, mir Armen!

Leise Worte einer Mutter, vergeblich beschwiegend, Lenore sieht nur Gottes ungerechte Hand, hört die Nieder der Heimkehrenden, fühlt nur den eigenen schmerzenden Dierschmerz, der keinen Trost, keine Linderung kennt. Schwer geht die Nacht ihren Gang, da hebt es unter eiligen Hufen, Lenore fliegt empor, schwebende Ritt ein, sich steigend an grauenvoller Luft, stemmloser Jagd durch die stillen Weiten, wie er nie noch wohl vorher, und eigentlich auch nachher nicht gelungen wurde.

Grant Liebchen auch? — Der Mond scheint hell!

Hurra! Die Toten reiten schnell!

Grant Liebchen auch vor Toten?

O Weh! Laß ruhn die Toten.

Der tote Soldat kam aus seinem Grab in Schimen, beschworen von den Bervünschungen, heidnischen Sehnsüchten dieser Lenore, die gigantisch, eine Walberscheinung zwischen wohlmeinenden Zeitgenossen aufragt. Er kam und jagt mit ihr davon, endloser Luft, her unter Gemäuer, Galgen und klappernd lustiges Gesindel im Gefolge zur Hofstüre, die weit aufspringt vor der Reiterte der Tote hebt. Zu Staub zerfällt der schöne Geister Klagen, Lenore sinkt entseelt nieder. Die Ballade eines grandiosen Totentanzes ist zu Ende. Zu Ende mit einem Schlag diese atemlos dahinjagenden raffiniert sich steigenden Verse, die nichts von Kompromiß der Gefühle, nichts von Verleinerung, Verschönerung und Beschönigung kennen. Schweiß auf der Stirne, leuchtend in der Angst seines Todes, der geheimen Sünde seiner Gedanken öffnet hier ein Mensch des 18. Jahrhunderts. Ein menschlicher, einer von jenen, die ihr Leben verträumen der wilden Sehnsucht an Horizonten hin, frei vorüberfliegend dem geruhigen Trost ihrer Mitbürger, überstanden sich in tausend Fehler, tausend Schicksalsleinigkeiten verstrickend, und dennoch unbestech-

lich, unüberwindlich in der fliegenden Kraft ihrer leidenschaftlichen Begabung, ihrer Seeleninbrunst.

Beladen mit allem Fluch des genial schöpferischen Menschen, beladen auch mit allem nötigen sogenannten Charakterbildenden Unglück, begnadet mit seiner ganzen unfäulichen Seele dichtete unter vielen Leiden, manchmal auch unter Wein Gottfried August Bürger. Seine „Lenore“, die 1774 im Göttinger Musenalmanach, dem Organ des wohlmeinenden und wohlstandigen Göttinger Hainbundes ihre gewaltige, zeitlose Gestalt emporredete, begründete seinen Ruhm. Nun war er mit einem Schläge die Prominenz unter den jungen Literaten und Schriftstellern dieses Kreises. Nun schwand die Zurückhaltung, die man bisher hatte walten lassen, da der Stil dieses immer gerade am Raube bürgerlicher Ordnung dahinjagenden, halbverkommenen Juristen nicht ganz dem der jungen Klopstockfreunde entsprach. Nun war Bürger, wenigstens als Dichter ein gemachter Name und die Zeitgenossen äußerten sich. Sie äußerten sich nicht ohne Neid, soweit sie sich gleichgelagert fühlten; diejenigen, deren Begabung und Einstellung gänzlich anders geartet waren, lobten. Verständnis hatten sie alle nicht, nicht das richtige. W. Schlegel zwar schwärmte beglückt, „den Deutschen Volksgefang erschuffst Du wieder“, und der intellektuelle Wieland — allerdings bekannte sich Bürger später immer mehr zu seinen Schülern — glaubte in seinen Gedichten wahre Volkspoesie, das Vollkommenste in dieser Art und Sprache zu erkennen. Mehr begriff er nicht, nicht daß hier ein Genie qualvoll ringend versuchte, seines Zynismus, seiner Verbitterung Herr zu werden. Ein Mann, der es wagte mit Lenore gegen Gott zu habern, und seine Sympathien — obwohl die äußere Form der Worte gegenteilig klang — Lenoren zuzuwenden. Freilich, und das konnte nur ein Vorteil für den Dichter sein, war er vom Blute her, jenseits aller Zeitmode, tiefinnerst dem Wesen, und also auch der Poesie seines Volkes verbunden. Und seine französelnden, tosket sein sollenden, aber lastig plump wirkenden späteren Verse, waren nur Produkte eines resignierenden, zerstörten Lebens. Herr Professor Schiller, diesmal ganz Professor, meinte, als Bürger's gesammelte Gedichte erschienen: Der Dichter, der selbst nicht reif ist, wird nie etwas Reifes schaffen. Nicht der Beifall des gemeinen Mannen ist das Ziel des Volksdichters, sondern sich an den Kindesverstand des Volkes anzuschmiegen, ohne der Würde der Poesie etwas zu vergeben. Bürger bleibt immer am Stoffe kleben; es fehlt ihm die ernste Erfordernis, die Kunst des Idealisierens, die Erhebung des Individuellen zum Typischen, des Zufälligen zum Notwendigen.

Freilich stand Bürger's flackernd intuitiv weibliches Talent der männlichen, sammelnden, nach strengen geistigen Formulierungen suchenden Begabung Schillers konträr gegenüber. Hätte er Dramen

geschrieben, so wäre Schillers Urteil für seine Zeit richtig, so ist es schwer, es traj daneben, da eine gänzlich andere, naturhaft gewachsene Kunst ihr Urteil verlangte. Und Schillers Balladen vom rein dichterischen Standpunkt aus gesehen, jenseits aller hohen Ideale einmal, sind zumindest etwas ganz anderes, sicher nicht besser als balabesle Formen, sind Lehrgedichte eines Philosophen; aber dort tobte, litt, klagte, schrieb und weinte um sich selbst ein Mensch!

Ein notorischer Pechvogel, einer aus der Familie der Günther und Grabbe, deren unglücklich-wildes Leben ihnen zu Unrecht Verachtung eintrug. Goethes unseliges Wort über Günther, daß ihm sein Leben wie sein Dichten zerronnen sei, da er sich nicht zu zähmen wußte, dieses Wort aus der Sicherheit einer alten Bürgerkultiviertheit und eines Ministerstuhls heraus gesprochen, ist zu Unrecht oft auch auf Bürger angewendet worden. Aber es trifft nicht, denn diese Genies ohne äußere Lebensbasis, schiefhaltig unter ihren Stern gezwungen, müssen sich in ihrer Art ausleben, sich wundreiben an ihren Ketten, ihnen ist es nicht gegönnt von ruhvoller Distanz aus sich und ihre Dinge zu schauen und zu wirken, sie müssen gebeugt unter die Last ihrer harten Lage gleichwohl in Flug und Traum sich die Weite, die Schau, das Jenseits erobern. Was Wunder, daß da der Puls manchmal etwas überhitzt ist, daß das Blickfeld in überspannter Weise gleichwohl beschränkt scheint, daß ihnen die Universalität mangelt, und die Kulissen zu ihrer Menschenqual manchmal unglücklich zeitgebunden und provinziell sind. Auch sie ergreifen das Unfaßliche mit dem Funken ihres Genies und zwingen es, sich zu erleuchten. Auch Bürger, dessen ganzes Leben ein brennender, sehnsuchtzerfüllter Lenorenritt war, besaß den göttlichen Funken so gut wie jene, die Klärung und Vollendung erreichen durften.

Ein Pastorensohn vom Lande, geboren am 13. Dezember in Mohnerswende, der erste unter den Dorfburgen, früh vaterlos, es war nicht so sonderbar, daß er unftet und scheinbar unbegabt als Schüler war. Der Großvater erzog ihn, wohlwollend, aber streng im traditionellen Sinne, Freude war nicht viel dabei. Und der Junge, der ein Dichter werden wollte, über die flachen Hügel seines Heimatdorfes hinträumte, statt Latein und Griechisch das dampfende Violett der Acker, das traurige Rot der Wintersonne studierte, mußte nach Halle; auch er sollte Parrer werden. — Aber noch war es die Zeit wilder Studentenherrlichkeit, Schlepptüchel und Humpen und hübsche Mädels, und die Theologie machte keinen Spaß. Der junge Bürger versuchte es mit der Philologie, aber auch das half nichts, den alten Kreis der Saufklumpen, darunter Freund Klop, konnte man nicht aus der Welt schaffen. Da rief ihn der Großvater zurück, vielleicht schon zu spät. Nun wurde es mit der Jurisprudenz versucht, aber auch in Göttingen gab es bummelnde Studenten toller noch trieb es der

Suchende als vorher, da endlich zog der Großvater seine Hand von dem verlorenen Enkel ab. Doch schon gab es Freunde, Gesinnungsgenossen, ein wenig Anerkennung. Gleim, der Gutherzige, schickte Geld, Boie setzte sich ein. Der Musenalmanach brachte eines jener typischen Gedichte der Frühzeit „Gott Bacchus ist ein braver Mann“. — Freilich verhielt sich der Kreis um den Musenalmanach der Göttinger Hainbund zunächst ziemlich zurückhaltend. Gerade eben gegründet (1772), Boß, Hahn, Hölth, Weber, Sekner, Müller, Boie, der Herausgeber des Almanachs, waren die Mitglieder. Junge Menschen, die angeregt durch des großen Klopstocks neue Gefühl- und Sprachgewalt sich als Barden fühlten, und in ihren Arbeiten Tugend, Religion, ewige Freundschaft und Vaterlandsliebe pflegen wollten. Vor allem Vaterlandsliebe, erwachte doch allenthalben in Deutschland endlich das Gefühl für den eigenen Wert, für die Geschlossenheit und Eigenart der Nation, nicht zuletzt durch die Glorie des friderizianischen Preußens entflammt. So war der Hainbund antifranzösisch, dafür aber stark auf altnordische Traditionen eingestellt, seine Mitglieder lasen Herder, begeisterten sich für Goethes Goey, und zählten Klopstock und Claudius, ja selbst Goethe zu ihren Freunden. Trotz ihres guten Willens haben sie mehr geist- und kulturbildend gewirkt, als eigene originale Schöpfungen hinterlassen. Ihr Talent reichte nicht aus, zu den Großen dürfen sie nicht gerechnet werden, nur zwei Werte von überragender Bedeutung entsprangen ihrem Kreis, der „Julius von Tarent“ des Leisewitz und Bürger's, des ihnen fernersiehenden, so entscheidendes Gedicht „Lenore“. (Schluß folgt.)

# Der Dichter der „Lenore“

Gottfr. Aug. Bürger  
(Schluß.)

Angeregt durch diesen Kreis nun, unterstützt von uneigennütigen Freunden, deren Ideale höher verankert waren als in Stammtischposseien, kam Bürger zu einem neuen Beginn. Fast schien die Götter verschönt; Shakespearestudien, Perchs Volkslieder Sammlung; — Voie verschaffte eine Stelle. Der Bummelstudent wurde 1772 Amtmann in Altleigheim, der Großvater verzieh, Göttingen, die Stadt der Freunde, der Bücher und Studien war nahe, das langersehnte Leben voll Anregung und Erfolg schien zu beginnen. Aber die Gelder, die der Großvater für den Antritt jener Stelle gegeben hatte, gingen verloren durch igerbeinen Betrug, und wiederum drohte Armut, ewiges Pimpdasein, Hinhalten von einem Tag zum andern. Bürger flüchtete in eine Ehe. Heiratete schnell und überstürzt die Tochter eines Justizamtmanns in der Nähe, Dorette Leonhardt. Heiratete Dorette, aber liebte unselig und bis zur verzweifeltsten Sehnsucht seiner Lenore — Molly, die Schwester. Und nun begann ein Martyrium zu Dritt, endlose innere Dual, zu der noch die äußere Tortur der moralischen Entwürdigung der Nachbarn hinzukam. Eine Demütigung, er habe sein Amt vernachlässigt, führte zu einer Verhandlung, in der er zwar freigesprochen wurde, aber so gekränkt und zum äußersten getrieben war, daß er freiwillig auf sein Amt verzichtete. — Vielleicht auch träumte er von einem schöneren Leben, jenseits der ärmlichen Enge eines ländlichen Amtshauses als Literat in Göttingen, wo er anerkannt und geachtet sein würde, wo gebildete Freunde seine Werke und nicht sein eigenstes Leben betrachten würden. Aber die Lage blieb schlecht, Vorlesungen über Ästhetik und schöne Künste brachten wenig ein, noch weniger die Gedichte; da starb seine Frau. Ein Jahr darauf, 1785 heiratete er endlich Molly, wiederum öffneten sich die Weiten des Horizonts, die Enge wich, das Leben strömte herein. Ein Jahr lang, dann starb auch sie, und Bürger blieb allein, ein mürbe gewordener, ein ganz und gar Unglücklicher. Was nützte es ihn schon noch, wenn endlich die Unversität zu ihrem 50. Jubiläum ihn zum Doktor der Philosophie ernannte, ihm einen Lehrstuhl als außerordentlicher Professor — ohne Honorar — gab. Schließlich war er eine gute Zugnummer, seine Gedichte weitbekannt; seine Gedichte, in denen er allein noch lebte, sein einfaches, glühendes, auflagendes, sein ewig ungebrochenes Leben. Wilde einsame Kräfte und Gestalten waren es auch denn, die er in seinen Versen beschwor. Frevler, Unglückliche vor dem Leben, dennoch stark, gleichsam als ob ein höhnisches Schicksal ihre Kraft am falschen Platz verflackern ließe, wie Feuerwerk verpufft. Es waren seine Gesellen, sein Leben.

Doch war die Einsamkeit zuweilen groß, die Kinder verlangten Pflege, so kam er zu Elise Hahn, der Schwäbin, die oberflächlich schwärmend im Stil

der Zeit ihm ihre Hand angeboten hatte, hingerissen von seinen Versen. Er heiratete sie, der Kinder wegen, wie er sich sagte, der schwachen Hoffnung wegen, noch einmal nahe Wärme, persönliche Anerkennung zu finden in Wirklichkeit. Der Tragödie folgte das Satyrspiel, es wurde eine törichte, lächerlich-traurige Farce, sie betrog ihn, und er ließ sich scheiden. — Dann war er allein, Schillers Rezension kränkte, brach die steile Höhenkraft seiner Phantasien, die sein zweites, sein eigentliches Leben waren, er starb am 8. Juni 1794. Erlöschte einsam in der Stadt, die seine Jugend gekannt hatte, seine schweren Leiden, seine wilde Kraft, die ihn immer wieder erhob hatte. Endlich erschöpfte er sich, sein unruhiger Blick brannte sich mehr suchend in die blau dämmernde Linie des Horizonts, der schmalköpfige, oft trunkene, geldlose Literat der schönen Künste, der mühselige Renommier-Chrendoktor, die Leuchte des schon 1875 auseinandergetauten Hainbundes, dieser ewig verbummelte Student, törichte Liebhaber und große deutsche Dichter war tot.

Tot und mißverstanden — heute nicht mehr. Seine Lieder leben, diese Lieder eines Realisten, ja Naturalisten, dem die Natur Vorbild der nur nachbildenden Kunst war, der die alte Sagenwelt herüberholen wollte in die Gegenwart, was ihm dank seiner dämonischen Phantasie und Einfühlungskraft auch gelang. Es ist tatsächlich genial, wie er ein altes Sagenmotiv ins Allgemeinen, überzeitliche hinaufsteigert, in eine Sphäre der Naturhaftigkeit von grandioser Wucht. Immer ist die Parallele die Natur, sie ist das Vorbild der seelischen Prozesse, ob das nun die grelle Mittagsglut, das schwer sich erhebende Gewitter in der Ballade vom Wild- und Rheingrafen ist, oder die feucht enge Gartenluft des Pfarrhauses zu Taubenhain, die schwer schleppenden Winde im Föllner, oder das lautlose Steigen und Fallen der Nacht mit ihrer eigenen Welt in Lenore. — Volksliedhaft wirken gewiß die Refrains, aber die innere Haltung, die Tonmalerei sind äußerst modern und raffiniert. Habern gegen Gott, gegen das Naturgesetz, das Schicksal ist unstatthaft, ist wider alle Natur, aber die Sympathie ist auf Seiten der Habernenden. Allenfalls noch auf Seiten einer getränkten, zu Unrecht herausgeforderten, künstlich beschworenen Natur, nicht auf Seiten Gottes eigentlich. Einsamkeit ist in diesen Versen, die keine glückliche Erfüllung, keine Ruhe kennen, die sich eilig jagen, trotz der scheinbar leichten Haß unglaublich raffiniert sich steigend, jedes Wort durchdacht und malend gebracht. Hoho sasa, Hurra Hurra Hoo, Hussasa und Horridoh werden die unheimlichen Pferde gepornt, die Irlichter flimmern und flammern, im Garten von Taubenhain flüstert und stöhnt so ängstlich.

Da rasselt, da flattert und sträubt es sich,  
Wie gegen den Fallten die Taube.

Ein Muffosier wendet sich mit rasender Leidenschaft gegen Gott, Schicksal, Sittte, aber schon im Grunde ohne Energie, kann er sich — und das ist dann der einzige Punkt, wo das überscharfe Urteil

Schillers in etwa zutrifft — von ängstlich traditioneller Befangenheit nicht freimachen, so daß er menschlich und künstlerisch keine Synthese findet. Er kennt nur eine Lösung: Vernichtung, letzter Ausweg seines schwachen Willens! Des Pfarrers Tochter von Taubenhain, literarischer Mode folgend, die Gestalt einer Kindesmörderin, endet auf dem Rade. Trotz aller Sympathien die ihr der Dichter entgegenbringt, hat er nicht den Mut sie klar emanzipiert hervortreten zu lassen und seine Feindschaft gegen die Thrannei ländlichen Kleinadels damaliger Zeit beschränkt sich auf ziemlich einfache Schwarzweißmalerei. Gleichwohl ist auch dies Gedicht, mit seinen Kolofo-Elementen, seinen volkstümlichen Motiven von genialer Bildhaftigkeit. Der enge, bumpf blühende, sumpfige Garten, die ehrgeizig hübsche Pfarrerstochter, die in der Not zu gleicher urweltlicher Dämonie heranwächst wie Lenore, sich aus dem Kolofobüchchen zum Weibe hin entwickelt, zum Weibe freilich, die um ihre Rechte, nicht zur Mutter, die um ihr Kind kämpft. — Antiaristokratisch ist auch der Wild- und Rheingraf, diese wilde Jagdballade von leidenschaftlicher Wucht, die den Wild- und Felderfrevler brandmarkt. Sie zeigt sehr deutlich Bürgers Zusammenhang mit den neuen soziologischen Begriffen seiner Zeit, dem aufreuerischen Pathos der Stürmer und Dränger, deutlich kündigt sich die junge Sympathie für das Volk, den Landmann, den Namenlosen, der auch Held sein kann — der weitere Schritt über die bürgerliche Komödie hinaus — im Lied vom braven Mann. Ein Unbekannter, der als Lebensretter auftritt und die gebotene Belohnung des reichen Grafen ausschlägt, das ist ein neuer Held in der deutschen Dichtung. Aus diesem Sinne heraus gelesen ist der „brave Mann“ zeitgeschichtlich hochinteressant; interessanter für die Gestalt des Dichters selbst, für die eigenartige Begabung naturhafter Schilderung die unwichtigeren Zeilen des Eingangs:

Der Tauwind kam vom Mittagsmeer  
Und schob durch Welschland trüb und feucht.  
Die Wolken flogen vor ihm her,  
Wie wenn der Wolf die Herde scheucht,  
Er segte die Felder, zerbrach den Forst,  
Auf Seen und Strömen das Grundels vorst.

Die Natur, immer wieder die Natur und ein paralleles Gefühlleben, ebenso stark, wild und kompromißlos wie sie, das sind die wiederkehrenden Grundgedanken dieses Mannes, der sich sein Leben lang nicht entschließen konnte, außer in seinen Träumen und dichterischen Arbeiten, ein kompromißloses, starkes, schönes und grausam gewaltiges Leben zu führen. Ein Träumer zwischen den Zeiten, der halb noch im Alten haftend lieber an der Grenze des Erlaubten spielte und durchs Schlüsselloch sah, als die Tür aufbrach. Das wagte er nur in seinen Worten, und das Leben half ihm nicht, unterstrich noch ironisch seine Mängel. Es ist von tragikomischer Symbolik, daß dieser Mann, dieser unbändige Dichter, gleichzeitig der deutsche Bearbeiter der Münchhaufengeschichte war. So ist es nur

logisch, daß dieser Bürger auch Burlesken, galante Verse und schließlich so humorvoll feinsinnige Balladen wie den „Kaiser und den Abt“ und die „Weiber von Weinsberg“ schaffen konnte.

Er ist wie ein zerbrochenes Kaleidoskop, das unter Splittener Sterne von solcher Schönheit noch bildet, daß alle Scherben und aller Staub bedeutungslos vor dieser unbegreiflichen Glut verblasen. Er erlitt die Tragödie des schöpferischen Menschen ganz und völlig auch am äußeren Leibe. Peter Volte.